

NICK TROUT  
Lass uns an Wunder glauben

## *Buch*

Die alleinerziehende Tierärztin Dr. Kate Blunt kümmert sich rührend um ihren elfjährigen Sohn Jasper, der an der unheilbaren Stoffwechselerkrankung Mukoviszidose leidet. Nur den Wunsch nach einem eigenen Hund konnte sie ihm bisher nicht erfüllen zwischen Jaspers vielen Arztterminen und ihrer Arbeit in einem Tierheim auf Cape Cod. Dabei lieben die beiden Hunde über alles. Als Jasper Kate eines Tages bei der Arbeit besucht, verliert er sein Herz an Whistler, einen alten, vom Leben gebeutelten Mischling ohne Hoffnung auf ein Zuhause. Whistler lässt den kranken Jasper aufblühen, und der Junge setzt alles daran, ein liebevolles Heim für seinen neuen Freund zu finden. Doch Whistler hat sich längst für Jasper und Kate entschieden – aus einem ganz bestimmten Grund ...

Weitere Informationen zu Nick Trout  
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors  
finden Sie am Ende des Buches.

Nick Trout

---

Lass uns an  
Wunder glauben

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Christine Heinzius

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel  
»The Wonder of Lost Causes« bei William Morrow,  
an Imprint of HarperCollinsPublishers, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2020

Copyright © der Originalausgabe 2019 by Nicholas Trout

Published by Arrangement with Nicholas Trout

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Getty Images (Christina Reichl Photography/  
Moment Open; Mary Wilson Photography/Moment Open)

Moment Open; Mary Wilson Photography/Moment Open)

Redaktion: Ilse Wagner

KS · Herstellung: ik

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48849-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Kathy und inspirierende,  
selbstlose und tapfere ZF-Mamas überall*



## Teil 1

*Schäme dich nie für eine Narbe.  
Sie bedeutet nur, dass du stärker warst als das,  
was dich verletzen wollte.*

Anonym





Mein Name ist Jasper Blunt, und ich habe immer Hunger. Nicht nach Essen. Ich habe immer Hunger nach Luft, also Atem, also dem Zeug, das unsere Lunge verarbeiten können soll, ohne darüber nachdenken zu müssen. Bloß fühlt es sich manchmal, wie genau jetzt, an, als würde ich verhungern.

Als ich das letzte Mal im Krankenhaus war, vor drei Monaten, hat Mom mir im Kiosk im Foyer das Guinnessbuch der Rekorde gekauft. Weißt du, dass die höchste Anzahl von Leuten, die in einen MINI Cooper passen, achtundzwanzig ist? Stell dir mal vor, man ist auf die Rückbank gequetscht, wenn der Letzte einsteigt. So eng fühlt es sich manchmal in meiner Brust an.

Dieses Mal ist es bei Weitem nicht so schlimm, aber irgendwas ist nicht in Ordnung. Mein Herz ist nach oben gerutscht, zwischen meine Ohren, eine Boa constrictor ist da, wo vorher mein Magen war. Und auch zweimal auf den Inhalator zu drücken nützte gar nichts. Ich mache die Augen zu, tue so, als wäre ich ganz ruhig, konzentriere mich auf tiefe Atemzüge und hoffe, nicht sterben zu müssen.

Normalerweise würde Mrs Katz, die Schulbusfahrerin, mich fragen, wie es mir geht. Aber als ich gestern ihr neues Namensschild gesehen habe, habe ich den Fehler gemacht, ihr zu sagen, dass es mir gefällt.

»Danke«, sagte sie, überrascht, aber geschmeichelt, und zeigte mir ihr bestes Lächeln mit ihren grauen Zähnen. »Ich habe das alte gehasst. Aber woran liegt es nur, dass Fotos einen immer fett aussehen lassen?«

Ich dachte darüber nach und antwortete: »Fett lässt Sie fett aussehen, Mrs Katz.«

Jetzt tut sie so, als hasse sie mich, obwohl ich das einzige Kind bin, das jeden Tag ganz vorn sitzt. Es ist Oktober und immer noch heiß, als hätte jemand den Herbst vergessen und wollte den Sommer nicht enden lassen. Zum Glück sind die Fenster geöffnet, und wenn ich meinen Kopf richtig zur Seite drehe, kann meine Lunge ein bisschen was von der salzigen Meeresluft erwischen. Die Augen habe ich fest geschlossen, nur noch fünf Minuten, bis wir da sind. Ich tue so, als wäre ich ein Apnoetaucher, der sich auf einen Tauchgang vorbereitet, und ignoriere den furchterregenden Knoten im Bauch, der fester wird, je näher ich meiner Haltestelle komme.



Ich habe ihn, Dr. Blunt«, sagt Martha. Sie hält den Griff der Fangstange fest.

Martha ist meine erfahrenste Assistentin, mega gepierct und mit schlumpfblassen Haaren, die zu festen Spitzen gegelt wurden, die Frisur für diese Woche. Die Flügel des Weißkopfseeadlers, der über ihren inneren Bizeps tätowiert ist, zittern vor Muskelanspannung.

Wir stehen auf der Ladefläche hinter dem Tierheim. Das Tier am anderen Ende der Stange wehrt sich gegen die geflochtene Stahlschleife, die sich um seinen Hals zuzieht. Es scheint wie am Asphalt festgeschraubt, den Kopf nach unten, das Kinn auf die Brust gedrückt vermeidet es Blickkontakt.

In meiner speziellen Version der Hundekuppelei – ein wichtiger Teil meines Jobs – ist der erste Eindruck entscheidend, aber diesen Hund starrt man aus den ganz falschen Gründen an. Er ist auf jeden Fall ein extremer Mischling, ein Heinz 57 mit so vielen Geschmacksrichtungen, dass es unmöglich ist, alle Zutaten zu erkennen. Hängebacken wie ein Mastiff; übergroße, alberne Schäferhundohren; einen überlangen Dobermannhals; die Beine einer Dänischen Dogge und den breiten Biberschwanz eines Labradors. Ich könnte wahrscheinlich noch mal von vorn beginnen und würde ein Dutzend weiterer Rassen

entdecken. Das Beste, was ich aus ihm machen kann, ist, ihn als hauptsächlich schwarzen, kastrierten Rüden aufzunehmen und als groß einzustufen, so um die fünfundvierzig Kilo.

Doch der Rassenmischmasch des Hundes ist gar nichts im Vergleich zu seinen Narben, die Geschichte eines schwierigen Lebens, in ewigen Markierungen auf seinen armen Körper geschrieben. Man kann sie unmöglich ignorieren, sie fangen einen ein, lassen einen stolpern und zwingen dazu, sich zu fragen, was geschehen ist und warum und leider auch seit wann.

Neben der riesigen Narbe in Form der Antarktis an seiner Flanke wirken die anderen Hautläsionen erst mal winzig, aber der gesamte Hundekörper ist mit deutlichen Kerben und Dellen übersät, ein Gebrauchtwagen mit viel zu vielen Kilometern auf dem Tacho, um noch mal repariert werden zu können. Ihm fehlen zwei Zehen an seiner linken Vorderpfote, die Amputation war grob, mehr Metzgerei als Chirurgie, sodass die übrig gebliebenen Stummel krumm und unansehnlich sind. Und dann ist da noch das Kopftrauma. Die oberen und unteren Schneidezähne hat der Hund verloren, sodass die Zunge zwischen seinen Zähnen hervorlugt, wenn er nicht hechelt. An seinem rechten Ohr scheint ein Hai geknabbert zu haben, und sein rechtes oberes Augenlid hängt, sodass sein Wimpernschlag auf dieser Seite müde und feucht aussieht.

Aber die größte Sorge bereiten mir die haarlosen Zebra-streifen aus Narbengewebe über seinem Nasenrücken – unregelmäßig, breit, fast gummiartig. Ich habe so etwas schon einmal gesehen, auf einem Foto in einem Wissenschaftsjournal, ein Bild, das ich vergessen wollte. Dort hieß

es, wenn ich mich recht erinnere, dass der Schaden von unzähligen Lagen Klebeband verursacht wurde, das fest um das Maul des Hundes gewickelt worden war. Die Absicht war dabei gar nicht, den Hund zu verletzen oder zu kennzeichnen. Die Absicht war, ihn zum Schweigen zu bringen – eine billige, grausame, herzlose Methode, um jeden Hund, der zu viel bellt, ruhigzustellen, besonders einen Hund, der alles dafür geben würde, woanders zu sein.

Ich bewege mich langsam in die potenzielle Beißzone, meinen »Zauberstab«, das Chiplesegerät in der Hand. »Braver Junge«, sage ich. Die Haltung des Hundes ist verwirrend. Er ist wachsam und misstrauisch, aber nicht offen aggressiv, verängstigt oder unterwürfig.

Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich glauben, dass er kurz davor ist aufzugeben, sich in sein Schicksal zu fügen.

»Braver Junge.«

Ich beuge mich vor, führe den Scanner über seine zusammengezogenen Schulterblätter. Jackpot – die digitalen Ziffern leuchten auf, und man hört ein Ping.

»Bingo«, sagt Martha und hält die Fangstange weiterhin zuverlässig fest.

Eine Seriennummer erscheint auf dem Display. Das ist das beste Ergebnis – ein Hund, der zu merkwürdig ist, um adoptiert zu werden, hat bereits ein Zuhause.

»Kommst du klar, während ich herausfinde, wem er gehört?«

Ich bin weg, bevor Martha antworten kann, auf dem Weg nach vorn, um die Haustierdatenbank anzurufen. Ich bin fast zu abgelenkt, um den rauen Dieselmotor und das typische Knirschen eines bremsenden Schulbusses zu hören.



3

---

Jasper

**E**in Doktor hat mal vorgeschlagen, ich solle lernen zu meditieren, er meinte, es würde mir helfen, in stressigen Situationen zu atmen. Was für ein *Vollpfosten*. Versuchen Sie doch mal, sich zu entspannen und »den Geist zu öffnen«, wenn Sie das Gefühl haben, einen 100-Meter-Sprint mit geschlossener Nase und einem Strohhalm im zugeklebten Mund zu laufen.

»Hey.«

Ich schaue auf und sehe Mrs Katz vor mir stehen.

»Deine Haltestelle.«

Ich blicke aus dem Fenster – falls sie lügt –, murmle »Tut mir leid«, packe meinen Ranzen und steige aus dem Bus. Ich versuche zu laufen, aber dadurch wird die Enge in meiner Brust schlimmer. Sogar beim langsamen Gehen fühlt sich mein Ranzen an, als wäre er voller Steine, sodass ich schließlich über den Kiesweg zum Tierheim schlurfe.

Je näher ich dem Hauptgebäude komme, umso ängstlicher werde ich. Und es ist nicht mein übliches »Mom, ich glaube, wir müssen in die Notaufnahme«. Es ist anders. Mehr so, als wäre ich völlig gestresst, und das ohne Grund. Ich stürze durch die Vordertür in den leeren Vorraum.

Mom steht am Empfang, schaut auf einen Computerbildschirm und greift nach dem Telefon. Als ich hereinkomme, sieht sie auf.

»Ich fühle mich komisch«, sage ich, lasse den Ranzen fallen und gehe langsam zu ihr.

Noch bevor meine Bücher, Ordner und Pfadfinderunterlagen auf dem Boden landen, ist sie bei mir.

»Hast du ein Engegefühl? Husten? Brustschmerzen?«

Wenn Mom Poker spielen wollte, müsste sie das online tun. Ihr linkes Auge beginnt zu zucken, und ich weiß, dass sie nicht will, dass ich es bemerke, und ich will nicht, dass sie sich schlecht fühlt, aber das geschieht jedes Mal, wenn sie Panik bekommt.

Ich tue so, als würde ich lächeln. »Es geht mir gut. Es ist bloß ... als hätte ich etwas Falsches gemacht. Innen. So fühlt es sich an. Als würde ich in Schwierigkeiten stecken. Aber ich habe nichts Falsches getan, ehrlich.«

Mom hockt sich hin, sodass wir auf Augenhöhe sind. Langsam wird das Zucken weniger. »Muss ich mit einem schlechten Zeugnis rechnen?«

Ich schüttele den Kopf.

»Aber du hast vor etwas Angst?«

Unter anderen Umständen wäre das wohl ein guter Moment zu erwähnen, dass ich bei Amazon etwas gekauft habe, das ich nicht hätte kaufen sollen, aber ich murmle: »Wahrscheinlich.«

Das eigenartige Gefühl schnürt wieder meinen Bauch zusammen, und nach meiner Antwort zuckt erneut ihr Auge, also strecke ich meine Finger aus und berühre es. Ich streichle die weiche Haut glatt, damit es verschwindet, und flüstere: »Es ist okay, Mom«, so leise, dass niemand sonst es hört.



Seine Lippen sind wie üblich blasslila, ins Blut gelangt nur eine bestimmte Menge Sauerstoff, aber paradoxerweise beruhigt mich die Art, wie er spricht. Jaspers Stimme hat immer ein leicht rauchiges Timbre, weil er seit Jahren scharfe Medikamente inhalieren muss, die seine Stimmblätter angreifen. Es ist nicht der Klang oder der Tonfall, es ist der Rhythmus, der entscheidend ist. Wie seine Sätze zwischen seine Atemzüge passen. Wenn Jasper nicht schnell sprechen muss, Wörter nicht zwischen Atemzüge quetschen oder Silben trennen muss, ist das immer ein gutes Zeichen.

Ich mache einen Scherz über ein Zeugnis, aber er lacht nicht. Er ist entweder besorgt oder verängstigt, ich weiß es nicht. Elfjährige Jungs sollten sich keine Sorgen machen müssen, am allerwenigsten darüber, am Leben zu bleiben.

Seine Sorge macht mir Sorgen. Und dann ertappt er mich, und dieser kranke kleine Junge wischt *meine* Sorgen weg. Die Aufrichtigkeit, die in seinen Augen steht, haut mich um. Mein kleiner Junge bemüht sich, sorglos zu wirken, ganz darauf konzentriert, mir Trost und Sicherheit zu vermitteln.

Bei der Arbeit versuche ich, Dr. Blunt zu sein, nicht Mom, aber ich beuge mich vor und küsse ihn schnell auf die Stirn.

»Bring deine Sachen in mein Büro und zieh dich um. Wir sind auf der Ladefläche.«

Jasper nickt und tritt durch den Flur. Er trägt zum zweiten Mal hintereinander sein Lieblingstrikot »7 Beckham«. Ich unterdrücke ein Lächeln, für einen Sekundenbruchteil mache ich mir Gedanken über Kleinkram wie normale Eltern.

Hinten hat sich bei dem Duell zwischen Martha und dem trotzigem Hund noch nichts verändert.

»Er ist noch ein Lucky«, sage ich, als ich durch die Tür trete.

»Wie originell«, erwidert Martha gelangweilt und ändert ihren Griff um die Stange.

»Der Mikrochiptyp sagt, er ruft mich zurück, sobald er den Besitzer erreicht hat. Bringen wir unseren Freund bis dahin mal in die Quarantäne. Lucky, bereit, dich zu benehmen?«

»Lucky«, sagt Martha fest entschlossen, »komm schon, Lucky. Gehen wir.«

Als Martha an der Stange zieht, zuckt der Hund nach vorn, die Krallen kratzen über den Beton, aber da seine starren Vorder- und Hinterbeine blockieren, rührt sich Lucky kaum.

»Lucky«, rufe ich.

Lucky zuckt nicht mit der Wimper.

»Vielleicht ist er taub«, sagt Martha.

*Oder stur*, denke ich.

Ich schleiche mich näher heran und flüstere: »Lucky«, dabei sieht der Hund aus, als wolle er sich ganz, ganz klein machen, um zu verschwinden. Ich strecke meine Hand aus, und sie bewegt sich wie von selbst auf die größte Narbe zu.

Mit gesenktem Kopf kann der Hund die Geste unmöglich sehen, und doch tritt er zur Seite, außerhalb meiner Reichweite.

»Nicht, Lucky«, bellt Martha und reißt an der Schlaufe, sodass der Hund zusammenzuckt. Sie erwidert meinen missbilligenden Blick mit einem trotzigem Gesichtsausdruck. Ich bin mir sicher, dass Beißen das Letzte ist, was er vorhat. »Willst du ein Beruhigungsmittel holen oder soll ich?«

Fairerweise muss ich sagen, dass sie nicht unrecht hat. Wir kommen nicht weiter. Aber möchte ich, dass ein Besitzer einen Hund abholt, der aussieht, als hätte er mit einer Studentenverbindung gesoffen?

»Warte kurz.« Ich übernehme die Stange von Martha, versuche es noch einmal mit totaler Autorität, indem ich wie ein Herrchen »Lucky, komm« befehle, und bemühe mich, diesen sturen Hund zur offenen Tür zu zerren.

Nichts. Bloß totes Gewicht.

Dann, ohne Vorwarnung, verschwindet die Spannung in der Fangstange, der Hund hebt den Kopf königlich bedächtig an, die Muskeln entspannen und lockern sich, und nach all unseren Anstrengungen stellt das Tier zum ersten Mal echten Augenkontakt her.

Aber nicht mit mir.

Ich folgte Luckys Blick, und dort in der Tür steht mein Sohn, gebannt und wie erstarrt.

Die Sekunden vergehen schleichend, niemand bewegt sich. Ich halte die Luft an. Sofort ist klar, dass das hier mehr ist als bloß ein Junge und ein Hund, die einander abchecken, mehr als schlichte Neugier oder gegenseitiges Einschätzen. Die beiden scheinen gleich fasziniert zu sein.

In ihren Augen leuchtet eine merkwürdige Verbindung, sie sehen einander nicht bloß an, sie sehen in den anderen hinein. Wenn ich Jaspers Gesichtsausdruck beschreiben müsste, würde ich sagen, eine plötzliche Verwirrung, gefolgt von etwas, das wie erfreutes Wiedererkennen aussieht – ich weiß, dass das überhaupt keinen Sinn ergibt.

»Lucky, komm«, wiederhole ich und versuche, die Ablenkung des Hundes zu nutzen. Das Tier stolpert ein paar Schritte vorwärts, bis die Trance bricht und die Gelenke dieses Zinnhundes wieder starr werden.

»Ich hole die Medikamente«, sagt Martha und geht in Richtung Medikamentenschrank.

Ich lasse die Stange etwas locker, da zupft eine kleine Hand an meinem Ärmel.

»Mom, er heißt nicht Lucky.«

»Nicht jetzt, Jasper.«

»Dr. Blunt, er heißt nicht so.«

»Jasper, der Hund ist gechippt. Frag mich nicht, wieso, aber er ist fünfzehn Kilometer von seinem Zuhause in Wellfleet entfernt, und laut den Chipdaten heißt er Lucky.«

Jasper schüttelt den Kopf. Er ist nicht stur, er ist toderntst.  
»Er heißt Whistler.«

Und als hätte man einen Schalter umgelegt, spüre ich durch die Stange eine Veränderung. Der Hund ist vom Klang der zwei neuen Silben wie verwandelt, als wäre er erleichtert. Er wedelt langsam und anerkennend mit dem Schwanz.

»Whistler«, wiederhole ich, und als er seinen Namen hört, wedelt er noch stärker mit dem Schwanz wie ein schneller Scheibenwischer. Und es ist ganz einfach, einen völlig anderen, sehr leicht führbaren Hund durch eine

offene Tür direkt in den Isolierbereich zu bringen, wo es unangenehm kahl ist, frisch nach Desinfektionsmittel riecht und unheilvolles Bellen zu hören ist. Mit einer einzigen Bewegung nehme ich die überflüssige Schlaufe der Fangstange ab, verschließe das Metalltor und drehe mich zu meinem Sohn um.

»Raus mit der Wahrheit«, sage ich. »Hast du diesen Hund schon mal gesehen?«

Jasper schüttelt den Kopf, aber so wie er auf seine Unterlippe beißt, scheint er entweder beschämt oder ängstlich zu sein.

»Woher kennst du dann seinen Namen?«

Mein einziges Kind betrachtet den Boden, windet sich bei einer schwierigen Entscheidungsfindung, atmet so tief ein, wie es seine kaputte kleine Lunge erlaubt, und sagt: »Er hat ihn mir gesagt.«



5

---

Jasper

Ich weiß, dass ich jetzt ein bisschen gruselig oder bekloppt oder durchgeknallt klinge, aber seit einer Weile habe ich bei bestimmten Hunden ... sonderbare Gefühle. Wie vor ein paar Tagen, als ich während der Besuchszeit vor Mr Tibbles' Käfig stand. Er ist dieser zornige dreibeinige Zwergspitz, der mich anscheinend mag, auch wenn Martha ihn als »absolut keine Kinder« markiert hat. Eine Familie schlenderte vorbei, und frag mich nicht, wie, aber der Hund hätte mir genauso gut ins Ohr schreien können, dass er Jungen gern mag, aber keine Mädchen, besonders keine mit Zöpfen wie das, das an der Hand ihrer Eltern ging. Und ich erinnere mich, dass ich plötzlich diesen Schmerz in meinem Arm spürte, kurz, aber stechend, und gleichzeitig drehte sich mir der Magen um wie in einer Achterbahn – vermute ich, ich durfte noch nie in einer fahren. Es dauerte bloß Sekunden, aber später hat Martha mir erzählt, dass der Zwergspitz sein Bein verloren hat, weil es gebrochen war und sein früherer Besitzer sich keinen Tierarztbesuch leisten konnte. Sie glaubt, dass er wahrscheinlich aus großer Höhe gefallen ist. Ich hielt meinen Mund – bei Martha ist das meistens am besten –, aber nach meiner Erfahrung heute würde ich Geld darauf wetten, wenn ich denn welches hätte, dass Mr Tibbles sich das Bein gebrochen hat, nachdem ein kleines Mädchen mit Zöpfen ihn versehentlich aus großer Höhe hat fallen lassen.

Okay, vielleicht kein gutes Beispiel, aber ich schwöre, in dem Moment, in dem ich diesen Hund namens Whistler gesehen habe, war es, als ob diese Verrücktheit tatsächlich Sinn ergab. Was, wenn ich im Schulbus gar nicht *meine* Nervosität gespürt habe, sondern die des *Hundes*? Und vielleicht ist es mehr, als bloß etwas in meinem Kopf zu bemerken. Was, wenn ich tatsächlich die Veränderungen in einem Hund *spüren* kann? Was, wenn die *Boa constrictor* in *meinem* Magen von einem verängstigten Hund an einem angsteinflößenden Ort am falschen Ende einer Fangstange verursacht worden war?

Ich wollte Mom mit dem Namen Whistler nicht erschrecken. Er tauchte einfach in meinem Hirn auf. Der Hund hat natürlich nicht richtig gesprochen wie in irgendeinem blöden *Dr.-Dolittle*-Film. Es war eher so, als wäre der Name schon dort, verborgen, und wartete nur darauf, gefunden zu werden. Ich wusste, dass der Name Whistler stimmte, auch wenn ich keine andere Stimme als meine eigene gehört habe.



6

Kate

Ich kenne die Antworten auswendig.

*Frage:* Wie viel Prozent der Tierbesitzer sprechen mit ihrem Tier?

*Antwort:* Hundert Prozent.

Alles in Ordnung, dafür muss man sich nicht schämen.

*Frage:* Wie viel Prozent der Tierbesitzer glauben zu wissen, was ihr Tier sagt?

*Antwort:* Siebenundneunzig Prozent.

Was Jasper jedoch behauptet, ist beunruhigender.

»*Er hat ihn mir gesagt.*«

Ich hoffe, Jasper ist einfach fantasiebegabt. Auditorische Halluzinationen auf die ständig wachsende Liste seiner Gesundheitsprobleme zu setzen, das könnte der Tropfen sein, der das Fass zum Überlaufen bringt.

Meine Grübeleien wird von Martha unterbrochen, die »Hey, Doc, Telefon« brüllt.

Da der Hund, ehemals bekannt als Lucky, sich in einem Gehege befindet, folge ich ihrem Ruf zum Empfang. Anscheinend hat die Chipfirma zurückgerufen.

»Was haben Sie herausgefunden?«, frage ich.

»Leider stellten sich unsere Unterlagen als nicht korrekt heraus, Dr. Blunt«, sagt derselbe Typ wie vorhin verlegen.

Ich höre Geplapper im Hintergrund und stelle mir sterile Kästen vor, Headset und eine andere, weit entfernte

Zeitzone, Nacht in einem indischen Callcenter. »Anscheinend wohnt der Hund nicht mehr bei dem Besitzer, der in den Unterlagen steht.«

»Wie meinen Sie das?«, frage ich. »Sie hatten mir doch gesagt, dass der Hund Lucky heißt.«

»Soweit dieser Herr weiß, heißt er immer noch so. Sicherlich hieß er mal so. Er sagt jedoch, dass er den Hund vor über zwei Jahren zur Adoption freigegeben hat und dass es das fünfte Mal sei, dass man ihn wegen eines Hundes kontaktiert, der ihm gar nicht mehr gehört.«

»Dieser Hund ist schon fünfmal weggelaufen.«

Es wird für eine Sekunde still in der Leitung.

»Richtig, Madam. Ich habe ihm versichert, dass ich die Akte korrigiert habe und dass wir dieses Mal seinen Namen, Telefonnummer und Adresse garantiert gelöscht haben.« Der Mann macht eine Pause. »Aber er war sehr ... bildlich ... in seiner Schilderung, was er gern mit dem Chip tun würde.«

Das ist unlogisch. Man lässt seinen Hund chippen, weil man sich Sorgen macht, dass das Tier wegläuft, gestohlen wird oder sich verirrt. Man wählt den Chip, weil man ein verantwortungsbewusster Hundebesitzer ist.

»Fünfmal, haben Sie gesagt.«

»Richtig, Madam.«

Was hat diesen ursprünglichen Hundebesitzer dazu gebracht, den Hund, der ihm mal wichtig gewesen ist, wegzugeben? Und wichtiger noch, warum kam dieser Hund von einem neuen Besitzer zum nächsten? Tierheime wie unseres achten sehr darauf, den richtigen Hund den richtigen Menschen zu vermitteln. Wir befragen und bewerten, um ein sicheres und liebevolles Zuhause für jeden unserer

Hunde zu finden. Was bringt diesen speziellen Hund dazu, immer wieder wegzulaufen?

»Sie haben den Ort Wellfleet, Massachusetts erwähnt. Ich vermute, Sie können mir nicht die Telefonnummer dieses Mannes geben? Ich würde sehr gern mehr über Luckys Geschichte herausfinden.«

»Tut mir leid, Madam. Der Herr hat sogar mit meinem Vorgesetzten gesprochen.«

Ich bin enttäuscht. »Okay, darf ich Sie fragen, ob Sie Tiere mögen?«

»Natürlich. Ich liebe die Serie *Der Doktor und das liebe Vieh*.«

»Wunderbar. Ich auch. Was ich tun möchte, ist, das Leben eines Tieres zu retten, das – ganz unter uns – höchstwahrscheinlich nicht adoptiert werden wird. Er ist alt und, um ehrlich zu sein, auch recht hässlich, und nach dem, was Sie mir erzählt haben, ist er lieber ein Flüchtling als ein Familienhund. Bitte, gibt es irgendetwas, das Sie mir mitteilen können, das mir helfen könnte, diesen Hund zu verstehen, damit ich versuchen kann, für ihn das richtige Zuhause zu finden?«

Fingernägel klappern über eine weit entfernte Tastatur.

»Keine AKC-Nummer«, sagt er. »Rasse. Mischling. Ah, das passt. Geschlecht: männlich und kastriert. Alter ... da steht nur ›reif‹. Moment, da ist eine Notiz zu etwas namens *Panhandle Canine Railroad*.«

Ich kritzle den Namen auf einen Zettel. *Panhandle Canine Railroad*. Nie davon gehört. Eventuell eine Rettungsorganisation, die Hunde aus der Dust Bowl, dem Trockengebiet der Großen Ebenen, in den Nordosten bringt, auch hierher nach Cape Cod?

»Ach, und da ist noch was: Der Hund stammt ursprünglich aus Oklahoma.«

»Was? Oklahoma?«

Nach einer Pause ergänzt er: »Wie Rodgers und Hammerstein.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen«, sage ich.

»*Oklahoma*. Das ist eine Show, ein Musical. ›Where the wind comes whistlin' down the plain.« Kennen Sie das?«

Während ich nachdenke, höre ich ein kehliges Kichern.

*Unmöglich.*

*Whistling down the plain.*

Whistler?



Hinter abgewetzten Metallstäben sieht Whistler wie ein Gefangener aus.

»Durst? Hunger? Oder beides?«

Er neigt den Kopf zur Seite, aber seine schokoladenbraunen Augen bewegen sich nicht, sind starr auf mich gerichtet.

»Ich denke, das heißt: Ja.«

Glänzende Metallnäpfe und alle möglichen Sorten Hundefutter stehen in einem Schrank unter der Spüle. Ihm ein bisschen kaltes Wasser einzuschenken ist einfach, aber was würde er gern fressen?

»Hilf mir mal«, sage ich, hole Tüten und Dosen heraus und zeige sie ihm. Ich hoffe auf eine Reaktion, wenn ihm etwas gefällt. Nichts, aber Whistler starrt mich weiterhin an.

»Okay, dann suche ich etwas aus.«

Ich greife nach einem Beutel Huhn und Reis, aber irgendetwas lässt mich weitersuchen. Meine Finger bewegen sich ausgerechnet auf eine Tüte mit Lamm und Gartenerbsen zu. Einmal wollte meine Grandma mir zu Ostern Schaf servieren – das geht so was von gar nicht, Grandma –, und ich vermeide so ziemlich alles Grüne auf meinem Teller, aber aus irgendeinem Grund fühlt sich diese Wahl richtig an.

Ich schaue über die Schulter, und er hat mich immer noch im Visier. Ist es möglich, dass dieser Hund mich für ihn *auswählen lässt*, auch ohne zu blinzeln oder zu bellen?

»Dann also Lamm und Gartenerbsen«, sage ich, dabei rasselt das Trockenfutter auf dem Metall. Ich balanciere beide Näpfe und schiebe sie unter dem Gitter durch.

Whistler zeigt keinerlei Interesse daran. Vielleicht lenkt ihn das Geräusch von näher kommenden Schritten ab.

»Alles in Ordnung?«, fragt Mom. »Oder hat dieser Hund dich hypnotisiert?«

»Guck mal«, sage ich, stehe auf und zeige auf die Karte, auf der Whistler steht. »Ich habe sie gemacht und an sein Gehege gehängt.«

»Aha, dir geht es also besser?«

»Viel besser. Sobald ich Whistler gesehen habe, ging's mir gut.«

Ihre Augen werden schmal, bevor sie so tief einatmet, dass sie sich auf ihre vollen 1,77 Meter streckt. Es tut mir im Nacken weh, so weit nach oben sehen zu müssen.

»Wirklich?«, erwidert sie und unterdrückt ein Lächeln. »Darum geht es also? Eine psychische Verbindung zwischen dir und einem Hund, der zur Adoption steht?« Mom greift in die hinteren Taschen ihres grünen Kittels, zieht einen Pflegestift heraus und fettet ihre trockenen Lippen ein, als würden sie jeden Moment zersplittern, wenn sie es nicht täte. Sie ist abhängig. Sie trägt nie Lippenstift. Nur auf Fotos, bevor ich geboren wurde. »Wir haben das schon tausend Mal besprochen, und die Antwort ist immer noch dieselbe.«

Ich verziehe das Gesicht – verletzt und ein bisschen bettelnd. Der Ausdruck soll unwiderstehlich sein. Es soll

Mom dazu bringen nachzugeben. Whistler scheint mich zu imitieren und setzt eine großartige traurige Miene auf. Klasse.

»Bitte, Jasper, nicht.«

Vor nicht allzu langer Zeit hätte ich vielleicht angefangen zu weinen oder wäre davongestürmt oder hätte »Aber, Mom ...« gejammert. Jetzt, da ich elf Jahre alt bin, befinden wir uns in einer neuen Phase unserer Beziehung – diskutieren.

»Okay«, sage ich, »aber ich weiß, dass du glaubst, dass Hunde vorhersehen können, wann ihr Herrchen von der Arbeit nach Hause kommt, stimmt's?«

»Jasper.«

»Und wir haben diese Sendung gesehen, dass Tiere einen Tsunami oder auch einen Schlaganfall bei Menschen vorhersagen können. Ich wette, Andrew Peach wünschte, er hätte einen Assistenzhund.«

»Wer ist Andrew Peach?«

»Er ist eine Klasse unter mir. Ein ziemlicher *Vollpfosten*.«

»Jasper. Ich habe dir gesagt, was ich von dieser Art Sprache halte.«

»Mom, in England ist es kein schlimmes Schimpfwort, dann kann es hier auch keines sein.«

Mom hasst es, dass ich anglophil geworden bin, was bedeutet, dass ich alles Englische liebe. Ich habe mit Slang und Fußball angefangen, weil die Geschichte der britischen Königsfamilie und die Kricketregeln einfach viel zu langweilig sind. Jedenfalls denke ich langfristig, weil es alles ändern könnte, wenn ich mehr englisch als amerikanisch wäre.

»Andrew Peach hat Epilepsie. Hatte letzte Woche im

Unterricht einen Anfall. Wäre ein Assistenzhund da gewesen, hätte er vielleicht nicht in die Hose gemacht.«

Ich ignoriere, dass Mom langsam den Kopf schüttelt.

»Du sagst mir doch immer, dass ich einen offenen Geist haben soll. Ich sage ja nur, dass Menschen und Tiere manchmal miteinander sprechen, ohne wirklich zu reden, und vielleicht funktioniert das ja in beide Richtungen.«

Bettelnd mit den Wimpern zu klimpern klappt schon seit Jahren nicht mehr, also lege ich meine Armbeuge vor den Mund und huste, feucht, tief und, wie mein Doktor es nennt, »fleischig«.

»Nicht«, sagt Mom, bereit, über mich herzufallen, als hätte ich die Krank-Karte ausgespielt. »Hast du deinen Inhalator benutzt?«

»Am Ende des Unterrichts.«

Plötzlich taucht Marthas Kopf in der Tür auf. »Kannst du dir Olive mal ansehen? Den Pitbull in Nummer dreizehn. Ich mache mir Sorgen, dass sie läufig wird.«

Mom erwidert, dass sie sofort kommt, wenn sie ihrem »Neuankömmling« Blut abgenommen und ihn geröntgt hat. Warum sagt sie nicht einfach Whistler? Und warum sieht Martha genervt aus?

»Ich erkläre dir jetzt mal, wie das läuft«, sagt Mom und drückt mir die Arme seitlich an die Brust wie bei einem Spielzeugsoldaten in Habachtstellung. »Ich habe versucht, einen Streuner aufzunehmen, einen Hund, der aus jedem neuen Zuhause wegläuft. Er ist ein Wiederholungstäter. Kein Wunder, dass er Untersuchungen und Fangstangen hasst, aber aus irgendeinem Grund liebt er Kinder. Als du hereingekommen bist, wurde er zu einem völlig anderen Hund.«

»Aber ich wusste doch seinen Namen, was ist damit?«

Sie atmet durch die zusammengebissenen Zähne ein.

»Woher konntest du ihn denn wissen?« Sie schüttelt den Kopf. »Nein, antworte nicht. Hör mal, der Name kann bleiben. Er klingt wahrscheinlich wie ein Dutzend anderer Namen, auf die er in der Vergangenheit gehört hat.«

»Aber glaubst du nicht ...«

»Nein, Jasper. Nicht noch mal. Ich weiß, was du tust. *Wir – können – keinen – Hund – haben.* Punkt.«

»Assistenzhunde sind erlaubt. Ich habe den Vermieter gefragt.«

»Aber er ist kein Assistenzhund, und du brauchst auch keinen. Du sitzt nicht im Rollstuhl. Du bist nicht autistisch. Du hast keine ... PTBS.«

Meine Schultern werden zu Gelee. Ich gebe auf.

Mom steckt ihre Finger zwischen das Gitter. Whistler sieht so aus, als ließe er das nicht als Begrüßung gelten, und rutscht näher zu mir.

»Wenigstens mag er kleine Kinder«, sagt sie. »Das ist gut.«

Verstehe ich nicht. Bei ihr klingt es, als wäre er schwer zu vermitteln. Graue Haare machen ihn doch nicht alt, außer man will einen Welpen. Und Martha lügt, wenn sie über das Schwarze-Hunde-Syndrom spricht – dass schwarze Hunde schwerer zu vermitteln seien –, weil kluge Leute im Internet bewiesen haben, dass es ein Mythos ist.

»Was glaubst du, ist passiert?«, frage ich und stecke meine Hand durch die Gitterstäbe zu der größten, haarlosen Narbe.

Mom stürzt sich auf mich wie ein Secret-Service-Agent, der eine Waffe in der Menge entdeckt, und packt mich an

der Schulter. Mein Handgelenk stößt gegen das Metall, während Whistler sich in meine Richtung dreht, um berührt zu werden. »Nicht, solange er noch nicht untersucht wurde. Das weißt du doch.«

Ich bin zu verdattert, um zu reagieren, und dann wird es wirklich peinlich, weil keiner von uns etwas sagt.



8

---

Kate

Ich gehe zur Quarantäne zurück, um Lucky aufzunehmen – ihn zu wiegen, Blut zu entnehmen und ihn körperlich zu untersuchen –, aber dann überfällt mich mein Sohn, weil er glaubt, einen unanfechtbaren Grund gefunden zu haben, warum wir diesen speziellen Hund adoptieren müssen.

Ich finde es schön, dass Jasper all unsere Waisen und Streuner liebt, aber seine Behauptung, plötzlich – und anscheinend von göttlicher Hand – das Talent erhalten zu haben, direkt mit Hunden zu kommunizieren, verstört mich zutiefst. Angesichts dessen, was er durchmacht, möchte ich natürlich, dass er sich als etwas Besonderes fühlt, aber nicht auf so eine Art. Das hat etwas von Verzweiflung und kommt mir so vor, als wolle er mich austricksen.

Seit Jasper sprechen kann, hat er es mir nicht gerade leicht gemacht, unsere hundelose Existenz zu verteidigen, nicht zuletzt, weil ich Tierärztin bin. Meine Haltung war stets von Zweifeln und Bedauern geprägt. Oft habe ich einfach nur nachgeben wollen, als wäre die Entscheidung so einfach, so unbedeutend. Ich habe mir immer wieder den Ausdruck erstaunter Freude auf Jaspers Gesicht vorgestellt, wenn ich jemals nachgeben würde. Das Problem ist, in meiner Welt können Momente sorgloser Spontaneität ebenso unverantwortlich wie gefährlich sein. Mütter wie

ich sollten ihre Entscheidungen nicht rechtfertigen müssen, aber das schlechte Gewissen, Jasper einen Hund zu verweigern, verblasst im Vergleich zur negativen Wirkung, die so ein Tier auf Jaspers Gesundheit haben könnte.

Wenn ich gefragt werde, dann hole ich wahrscheinlich die lauwarme Begründung hervor, dass der Vermieter keine Haustiere erlaubt, aber darum geht es gar nicht. Manchmal verstärke ich die Ungerechtigkeit auch noch, indem ich jedes Mal, wenn Jasper ins Krankenhaus muss, fremden Menschen einen Hund für wer weiß wie lange aufdränge. Aber die schlichte, ehrliche Antwort – Kontrolle – bleibt unausgesprochen. Sicher, ich verstecke mich hinter Wörtern wie *Struktur* und *Grenzen*, aber eine Wohnung mit *Haustierverbot* funktioniert einfach am besten. Warum? Wenn man wie ich ein Leben vergleichbar einem Hochseilakt führt, ständig zwischen Angst und Vergeblichkeit schwankend, da braucht man nicht auch noch die Verantwortung für eine weitere Variable, eine weitere, gefährliche Ablenkung – einen Hund –, die einen garantiert aus dem Gleichgewicht und sicher zu Fall bringt.

Nicht dass diese klare Linie meinen Sohn vom Quengeln abhält. Wäre Jasper ein Hund, und das haben wir schon gespielt, wäre er ein Terrier: klug, unnachgiebig und vor allem furchtlos. Obwohl man ihm das absolut nicht ansieht.

Die Leute sagen, es sei nicht fair, dass der hübsche Junge so krank ist. Andere flüstern von einer Laune Gottes, etwas, das den Schlag mildert: Die wilden, dicken blonden Haare und diese himmelblauen Augen sind doch das Mindeste, was eine vernünftige höhere Macht tun kann. Aber wenn man Zeit mit ihm verbringt, bemerkt man schnell, dass das

engelsgleiche Aussehen nur Fassade ist. Ernste Makel lauern tief in seinem kleinen, zerbrechlichen Körper. Dadurch sieht er viel jünger aus als seine Klassenkameraden in der sechsten Klasse. Je älter er wird, umso schwieriger wird es, diese schweren Makel zu verbergen, aber als Elternteil wird es einfacher, von seiner Tapferkeit und seinem Licht bezaubert zu sein. Ich entdeckte ein Blinzeln in etwas so Kleinem wie einem schiefen Lächeln oder bin geradezu geblendet, wenn er tief aus dem Bauch heraus lacht. Und jedes Mal, wenn er strahlt, verjagt er jeden stummen Fluch, den ich je denken werde, weil es ist, wie es ist. Er ist nicht behindert. Jasper ist einfach nur anders.

In Bezug auf den Mann, der meinem Sohn die andere Hälfte seiner DNA gegeben hat, ist er genau das, nämlich anders. Ihn Jaspers »genetischen« Vater zu nennen ist das höchste der Gefühle; er hat den Titel »Dad« nicht mal ansatzweise verdient. Sein Name war beziehungsweise ist Simon Swift, er wurde zufällig mein Anatomiepartner in unserem ersten Kurs am Royal Veterinary College, London. Nicht dass ich ihm am ersten Tag an die Wäsche ging. Es hat eine Weile gedauert, bis unsere anatomische Bildung auch jenseits des Lehrplans weiterging, aber damals schien unser Zusammentreffen Schicksal zu sein, fast wie arrangiert, etwas, das man den Kindern erzählen kann.

Im letzten Unijahr wohnten wir gemeinsam in einer Wohnung, der Abschluss stand kurz bevor, die Prüfungen und die Unsicherheit, was danach kam, wogen schwer.

»Mach dir keine Sorgen«, beharrte er und lächelte selbstsicher. Er hob mein Kinn an, sodass ich ihm in die Augen sehen musste. »Wir finden eine Praxis, in der wir beide arbeiten können. Ich kümmere mich um die Pferde,

du dich um die Hunde und Katzen. Es wird perfekt. Das verspreche ich.« Und wie ein Idiot glaubte ich an eine Zukunft mit Simon, dass wir beide Arbeit in irgendeinem idyllischen englischen Dorf finden, abends zum Pub spazieren und unsere Kinder angezogen wären wie Komparsen in einem *Harry-Potter*-Film.

Wenn ich jetzt gezwungen bin, an Simon zu denken, sehe ich nur eine ekelerregende, gespielte Ungläubigkeit, als er verkündet: »Das kann nicht von mir sein.« Und die schmerzhafteste Erkenntnis, dass er immer nur in *seiner* Version von mir verliebt war, in der alles genau nach seinem Plan verlief, nicht nach meinem. Gott sei Dank sehe ich nichts von ihm in Jasper, und glauben Sie mir, ich achte darauf.

In den ersten acht Jahren von Jaspers Leben habe ich die Wahrheit verschwiegen. Jasper hat nicht gefragt – nicht richtig jedenfalls –, also habe ich nichts erzählt. Jetzt weiß er, dass sein Vater aus England stammt, dem Zuhause schlechter Zähne, schlechten Essens und eines National-sports, der meinen Sohn ganz fanatisch werden lässt. Er kennt den Namen seines Vaters, weiß, dass wir zusammen studiert haben. Mein Gewissen ist rein. Niemand kann sagen, dass ich ihm sein Geburtsrecht verweigert hätte. Aber wissen ist das eine, das Bedürfnis nachzuschauen etwas anderes, denn was sagt das über meine Beziehung zu ihm aus. Wie lange dauert es noch, bis Jasper erklärt, wir sollten eine Pilgerreise über den großen Teich antreten, dass er so viel gemeinsam hat mit dem Vater, der einmal prahlte: »Es war nie meine Absicht, mich fortzupflanzen.« Ist es ein Wunder, dass ich mich über den englischen Slang im aufblühenden Wortschatz meines Sohnes aufrege?

Wenn ich Whistler – in dem Song heißt es übrigens »sweepin' down the plain«, nicht »whistlin'« – anschau, sehe ich zu viel Vergangenheit und zu wenige Chancen auf eine Zukunft. Und doch, irgendwo hinter diesen Ahornsirupaugen, dort, wo es zählt, könnte Jasper recht haben. Dieser Hund *bat* eine Präsenz. Ich bin kein Fan von Adjektiven wie *seelenvoll* oder *weise*, nicht zuletzt, weil Whistlers Blick ein bisschen entnervend sein kann, aber da ist etwas, vielleicht eher anders als besonders, das mein Interesse weckt.

Ich denke gerade darüber nach, als Jasper den Arm hebt und in die Armbeuge hustet. Meistens bemerke ich das nicht einmal. Dieses kleine Husten ist normal, weißes Rauschen wie ein Ventilator an der Decke, ein entfernter Zug. Jaspers Husten ist der Soundtrack meines Lebens geworden, ohne es zu hören, es sei denn, es ist sein Überschallhusten.

»Was glaubst du, ist passiert?«, fragt Jasper und quetscht plötzlich seinen Arm zwischen den Gitterstäben durch und tastet nach der größten Narbe des Hundes.

Ein Tier, das gequält wurde, sucht vielleicht nach einer Gelegenheit für Rache. Normalerweise bin ich übervorsichtig, wenn Jasper auf Neuankömmlinge trifft, aber unsere Diskussion lenkt mich ab, und ich reagiere verspätet. Anstatt ruhig einzugreifen, zerre ich an der knöchigen Schulter meines Sohnes mit zu viel Kraft, zu erschreckend. Hund und Junge schauen mich beide entsetzt an und lassen mich in schuldbewusstem Schweigen schmoren.

»Entschuldigung«, sage ich. »Ich wollte dir nicht wehtun, es ist bloß, dieser Hund kann unberechenbar sein, bei all seinen ... Verletzungen.«

»Glaubst du, er hatte einen Autounfall? Wurde mitgeschleift?«

»Vielleicht«, sage ich, ich will die wahrscheinliche Ursache gewisser Narben nicht erörtern. Es ist sicherer, das Thema zu wechseln und zu schnüffeln. »Riechst du das?«

Jasper neigt den Kopf zur Seite und straft mich mit einem Blick, der sagt: »Ernsthaft?« Dank vierzehn – ja, ich zähle mit – schwerer Schnupfen ist der Geruchssinn bei ihm sehr gering ausgeprägt.

»Ich rieche Zigarettenrauch«, sage ich. »Er muss gebadet werden, vielleicht sogar zweimal. Kannst du mir bei der Blutentnahme helfen, oder soll ich Martha rufen?«

Und damit hüpfst mein Sohn wie ein Gummiball wieder zurück.

»Nein, das kann ich. Cool. Ich hole alles.« Er öffnet Schubladen. »Ich finde die Gläschen mit den lila Deckeln nicht«, sagt er leicht panisch, er will vor mir nicht versagen.

»Schau mal im Vorratsraum nach«, sage ich. »Das dritte Regal links. Ich hole den Haarschneider.« Er verschwindet, und ich murmle: »Und einen Maulkorb, nur für den Fall.«

Als ich in einem Schrank hinter der Quarantänestation wühle, höre ich hinter mir den bekannten feuchten Husten.

»Das ging schnell.«

Doch als ich mich umdrehe, ist der Raum leer, abgesehen von dem Hund, der durch das Gitter starrt, den Blick auf mich gerichtet. Die Brust bebt wegen der Anstrengung, seine Lunge zu reinigen, sein Schwanz wedelt ganz sanft. Ist dieser Hund ein verkleideter Papagei, der das Husten meines Sohnes perfekt imitieren kann? Es war, als hörte ich eine digitale Aufnahme.

»Hab es«, sagt Jasper und marschiert triumphierend ins

Zimmer. Er strahlt und hebt das Glasfläschchen mit dem lila Deckel hoch. Bis er meinen Gesichtsausdruck sieht.

»Mom, was ist los?«



Für Kinder wie mich ist es immer falsch zu husten. Wenn ich nachts nicht huste, kriegt Mom die Krise und schleicht mit einer Taschenlampe herum, um nachzusehen, ob ich schon tot oder doch noch lebendig bin. Wenn ich nachts huste, kriegt Mom die Krise – das linke Auge zuckt wie wahnsinnig –, denn anders als Fieber oder Erbrechen oder Einnässen ist das Geräusch des Hustens eine ständige Erinnerung an eine Krankheit, die behandelt werden muss.

Laut Mom gibt es nur eine Situation, in der mein Husten praktisch wäre, und zwar, wenn ich mich in einer Menschenmenge verlaufen würde oder mich jemand entführen will, weil das wie meine persönliche Sirene ist, der man folgen kann, wie ein Tracker in meiner Lunge. Aber sie vergisst wie damals, als wir mit dem Zug von Boston nach Washington gefahren sind, um das Air and Space Museum zu besuchen, der Zug voller Männer in Geschäftsanzügen und hübscher Frauen in hochhackigen Schuhen war und ich diesen riesigen Hustenanfall hatte und mich alle angesehen haben, als hätte ich Ebola. Wir hatten schnell keine unmittelbaren Nachbarn mehr.

Wenn ich krank bin, sagt mein Doktor, ich hätte einen Husten »wie zwei Päckchen täglich«, was irgendwie unlogisch ist, weil Päckchen ja klein sind. Wenn überhaupt, müsste ich doch einen Paket- oder Sperrguthusten haben.